

Steffi Grundmann, **Haut und Haar. Politische und soziale Bedeutungen des Körpers im klassischen Griechenland**. Philippika, Band 133. Verlag Harrassowitz, Wiesbaden 2019. 594 Seiten mit 7 Schwarzweißabbildungen.

Bei der vorliegenden Arbeit handelt es sich um eine überarbeitete Dissertation von 2017 an der Universität Wuppertal. Der Untertitel kündigt bereits an, dass es nicht nur um ›Haut und Haar‹ geht, sondern um ein vertieftes Stück Körpergeschichte, die auch übergeordnete Erkenntnisse zur griechischen Gesellschaft verfolgt. Grundlegend ist die Annahme, dass die Haut nicht einfach eine Oberfläche bildet, die den Körper begrenzt, sondern zusammen mit den Haaren eine Kontaktzone darstellt (S. 30, 85, 93 und 478). Als solche nimmt sie einen eigenen Raum ein, der den Körper und die Umwelt sowohl verbindet als auch trennt sowie zwischen ihnen vermittelt.

Dafür kreiert Grundmann den gewöhnungsbedürftigen Begriff ›Zwischen\_Raum‹, dessen Lücke als Sinnbild begründet wird (S. 33, 81–104 und 479): Haut und Haar werden sowohl eine räumliche als auch eine zeitliche Dimension zugeschrieben, da sie in der Tiefe und Länge, aber auch in der Struktur veränderbar sind (S. 474). Dies ermöglicht insbesondere, sich von hergebrachten, stereotypen Erklärungen für Haut- und Haarfarben zu entfernen und differenzierte Interpretationen vorzunehmen, die im jeweiligen Kontext gesehen werden (S. 438 und 483 f.) und dabei »die politischen, rechtlichen, ökonomischen, sozialen und rituellen Bedeutungen« in Betracht ziehen (S. 32, vgl. S. 360). Die Haare sind somit nicht mehr nur Sitz des Lebens (wie das Ludwig Sommer 1912 im Zusammenhang mit Haaropfern festgelegt hat), Haut- und Haarfarbe nicht nur geographisch gebundene Attribute (S. 453, 470 und 474) und auch nicht Ausdruck für antike rassistische Konzepte (S. 34). Haut und Haar haben vielmehr ambivalente Bedeutungen (S. 454 f. und 477), die situativ zu eruieren sind.

Die Arbeit gliedert sich in drei Teile, die unabhängig voneinander gelesen werden können (S. 101), aber dennoch ein Ganzes bilden. Mehrfache Auswertungen derselben Quellenstellen werden dabei bewusst in Kauf genommen. Das erste Kapitel beschäftigt sich mit den Verbindungen zwischen Haut und Haar, das zweite mit Haut- und Haarpraktiken und das dritte mit Haut- und Haarfarben. Der erste Teil erörtert zunächst, dass Frauen in hippokratischen Schriften eine feuchte und poröse Haut zugeschrieben wird, die eine gute Behaarung ermöglicht, während die kalte Konstitution der Männer mit ihrer festen Haut zu Haarlosigkeit führen kann (S. 44–46). Im Folgenden wird jedoch deutlich, dass dieses Konzept nicht durchgängig zutrifft, sondern variieren kann (S. 69, 73 und 101 f.). Sowohl

Kahlköpfigkeit als auch Reaktionen wie Schweißausbrüche und Haarsträuben sind ambivalent und wurden in der griechischen Gesellschaft je nach Zusammenhang positiv oder negativ beurteilt (S. 63 f., 67 und 97 f.), wobei Schwitzen mit Krankheit, Arbeit, Angst, aber auch Mut und Genesung in Verbindung gebracht wurde (S. 70 f.).

Dies gilt auch für die Nacktheit (S. 118, 122 und 135) und Körperpraktiken wie Baden (S. 162), Salben und Schminken (S. 198), die im zweiten Teil erläutert werden. Lange Haare verkörpern nicht nur Weiblichkeit, sondern gerade in Sparta bei Männern auch Mut (S. 218, 253 und 362). In klassischer Zeit hingegen werden sie als gewissermaßen undemokratisches, aristokratisches Relikt gewertet und mit dem Streben nach der Tyrannis in Verbindung gebracht (S. 227 f. und 254). Tätowieren war in erster Linie bei den Thrakern sowie bei Unfreien verbreitet (S. 278 f. und 299) und galt in Griechenland als persische Sitte, die mit dem Sklavenstatus assoziiert wurde (S. 283 und 341), hatte aber sowohl ästhetische als auch rituelle und soziale Funktionen (S. 298). Besprochen werden daneben die Haarschur (S. 242 f.) und das Haarerufen (S. 246 f.) als Trauergesten, Depilation, Peitschen und Fesseln als Zwangsmittel (S. 321–336), Schneiden und Brennen (S. 302 f.), Aderlass und Schröpfen (S. 305 f.), Lippenbeißen (S. 311–313) und Häuten (S. 344–359), deren Bedeutung wiederum je nach Kontext variierte.

Der dritte Teil erhebt Widerspruch gegen die These, «es habe schon in der Antike eine (auf Haut- und Haarfarben rekurrierende) rassistische Diskriminierung gegeben» (S. 373). Er zeigt auf, dass das Konzept von ›Weißen‹ und ›Schwarzen‹ für die Antike nicht einschlägig ist (S. 406). Die Hautfarbe war kein grundlegendes Merkmal (S. 427), da sich diese durch Umwelteinflüsse verändere und auch durch Körpersäfte geprägt sei (S. 390–396, 431, 474 und 479). Hingegen markieren Hautfarben das Geschlecht und Haarfarben das Alter: Kinder und Jugendliche tragen vorwiegend rotblondes, Erwachsene dunkles und Ältere grauweißes Haar (S. 451–453). Helle Haut wird aber nicht ausschließlich mit Frauen und Jünglingen verknüpft beziehungsweise als sexuell attraktiv eingestuft (S. 3, 406–415 und 460 f.), da auch Handwerker, die im Haus arbeiten, nicht die für Männer maßgebende dunkle Haut aufweisen (S. 412 f. und 474). Nach einer sorgfältigen Abklärung von Farbbezeichnungen (S. 380–385 und 442) wird zudem klar, dass blonde Haare nicht nur positiv (S. 444 und 467) und rote Haare, die mit Sklaven verbunden sind, nicht nur negativ konnotiert wurden (S. 448–452), sondern beide von der Bedeutung her eng miteinander verwoben sind und auf jugendliches Alter verweisen (S. 445 und 483). Eine rassistische oder sexistische Diskriminierung ist daraus nicht abzuleiten (S. 462, 470 und 472).

Die aufwendige Arbeit hat mit einer Vielzahl von Schwierigkeiten zu kämpfen. Trotz des großen Umfangs und des breiten Ansatzes muss eine Auswahl an Themen und Quellen getroffen werden. So wird auf Realien wie die Entwicklung von Frisuren verzichtet und die Bildwelt als Quelle nur am Rande berücksichtigt (S. 12). Da die Haut in der Antike nicht als Sinnesorgan verstanden wurde, wird auch dieser Aspekt nicht weiterverfolgt (S. 482). Die Arbeit konzentriert sich auf Schriftquellen des fünften und vierten vorchristlichen Jahrhunderts (S. 12–18 und 478 f.), wobei das fünfte Jahrhundert allerdings im Zentrum steht. Bedeutungsverschiebungen zwischen der archaischen und klassischen Zeit oder innerhalb der Klassik können kaum benannt werden. Am meisten diskutiert werden Auszüge aus den medizinischen Schriften, den Tragödien und Komödien sowie aus Herodot, der sich gerade auch mit den benachbarten Völkern der Griechen beschäftigt und somit Einblick in das Fremdenbild gibt.

Da eine Kürzung der Qualifikationsarbeit offensichtlich vermieden werden sollte, strebt diese einen Spagat zwischen ausgiebigen, subtilen Detailanalysen und allgemeineren, übergeordneten Resultaten an. Weil die Quellenstellen stets auf breitem Raum erörtert werden, droht der Faden zuweilen verloren zu gehen, so dass der Aufbau im Ganzen immer wieder neu angesprochen und teilweise umständlich erklärt werden muss. Dazu kommen ausführliche Erläuterungen zum methodischen Vorgehen, die den eingeschlagenen Weg reflektieren und kommentieren. Am Ende von Kapitelabschnitten folgen zwar jeweils Zusammenfassungen (›Conclusiones‹), die jedoch unterschiedlich konzipiert sind, so dass die Ergebnisse ohne die Lektüre der vorangehenden Quellenanalysen nicht immer gleich anschaulich nachzuvollziehen sind.

Die Arbeit leistet insgesamt einen wichtigen Beitrag zur Körpergeschichte, die durch die gründliche Analyse der medizinischen Schriften, aber auch zahlreicher Komödien- und Tragödienausschnitte klar bereichert wird. Sie warnt vor einfachen, modern geprägten Zuweisungen von bestimmten Attributen an Haut und Haar und gibt zugleich differenzierte Auswertungen mit auf den Weg. Bei den methodisch umsichtigen Analysen ergeben sich zudem Aufschlüsse zu weiteren Themen wie der Bewertung von handwerklicher Arbeit (S. 356–359), der Auffassung von Fremden (S. 466 f.) oder dem fehlenden Gleichheitsprinzip in der Antike (S. 472). Wer sich durch die hier besprochene Schrift kämpft, wird immer wieder mit weiterführenden Erkenntnissen belohnt, wer Aufschluss zu einzelnen Stellen und Sachverhalten sucht, kann diesen anhand der Register und des umfassenden Literaturverzeichnisses gewinnen. Die Arbeit löst ihren Anspruch ein, dass ein »vertieftes Verständnis dieser körperzentrierten Kultur

erlangt worden« ist (S. 484), auch wenn der sprachliche Ausdruck an dieser und wenigen anderen Stellen (inkl. Tippfehlern) verunglückt ist. Der Wert der Schrift wird dadurch nicht beeinträchtigt.

Basel

Lukas Thommen